

Kirche austraten“. Sie sind ihm bekannt; aber weil die Märtyrerfrage hier nicht zur Verhandlung steht, so geht er nicht darauf ein. Wie gut gerade Morawski die beiden Fragen unterscheidet, davon kann man sich überzeugen, wenn man an der Hand des Registers die Stellen durchgeht, wo von Konvertiten und von Märtyrern gehandelt wird.

Wir erheben nicht den Anspruch, Herrn Elert mit unserer Antwort eines Bessern zu belehren, und überlassen das Urteil dem Leser. Worauf es uns weiter ankäme, wäre vielmehr, zu erfahren, ob die Redaktion des „Theologischen Literaturblattes“ glaubt, eine solche Besprechung wie die gerügte vor ihrem wissenschaftlichen und christlichen Gewissen verteidigen zu können, und ob sie mit solchen Beiträgen dem Frieden im Vaterlande zu dienen meint.

An die Redaktion der „Allgem. Evang.-Luther. Kirchenzeitung“ aber möchten wir die Frage richten, wie sie in dem Augenblicke, wo sie Herrn Lic. Elert das Wort zu so groben Ausfällen verstattet, unsere gewiß maßvolle Verteidigung Morawskis im Februarheft als Beweis der „unfreundlichen und kränkenden Haltung gewisser katholischer Kreise gegenüber der evangelischen Kirche“ hinstellen kann.

Inzwischen mögen die Leser entscheiden, auf welcher Seite Unfreundlichkeit und Kränkung liegt.

Matthias Reichmann S. J.

„Die große Täuschung.“

Unter dem auffälligen Titel „Die große Täuschung“ hat der Berliner Assyriologe Friedrich Delitzsch vor kurzem „Kritische Betrachtungen zu den alttestamentlichen Berichten über Israels Eindringen in Kanaan, die Gottesoffenbarung vom Sinai und die Wirksamkeit der Propheten“ herausgegeben (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1920. 149 Seiten). Mit dieser Schrift geht Fr. Delitzsch einen Schritt weiter auf der Bahn, die er 1902 mit seinen vielbesprochenen Vorträgen über „Bibel und Babel“ nicht zum Vorteil für seinen eigenen wissenschaftlichen Ruf betreten hat. Allerdings wird diese neue Kampfschrift — denn das ist Delitzsch' Buch — nicht so tiefgehende Wirkungen hervorbringen wie vor bald zwanzig Jahren die von der Sonne kaiserlicher Huld bestrahlten Bibel-Babel-Vorträge über den alles durchdringenden Einfluß babylonischer Kultur und Religion. Wissenschaftliche Bedeutung hatten schon jene Vorträge kaum. Die wenigen richtigen Beobachtungen, welche die Fachwissenschaft schließlich nach langem Streit in ihnen anerkannt hat, waren von andern Fachgenossen bereits vorher oder gleichzeitig ausgesprochen worden, wenn auch mit viel mehr Mäßigung und wissenschaftlichem Feingefühl, und mußten sich nach dem großen Fund von El-Amarna mit einer gewissen Gewalt aufdrängen; für dieses Ergebnis hätte der Berliner Assyriologe nicht diese fürchterliche Flut von Tinte und Druckerschwärze über die gebildete und halbgebildete Welt heraufbeschwören müssen und vor allem nicht so viel Beunruhigung in die breiten Schichten des gläubigen Volkes hineintragen sollen.

Wissenschaftliche Bedeutung hat die neue Schrift von Delitzsch erst recht nicht. Was sie an fachwissenschaftlich exegetischen, religions-, kultur- und literatur-

geschichtlichen Darlegungen und Aufstellungen bietet, kann man schon lange und meist weit treffender, oft auch stilistisch und sprachlich feiner und gewählter bei andern Vertretern der protestantisch-rationalistischen Kritik finden. Neue Beweismomente oder gar, wie der Titel des Buches anzudeuten scheint, einen neuen, epochemachenden Literatur- oder Ideenfund bringt das Buch nicht. Die Fachwissenschaft wird nur bedauern können, daß ein in weiten Kreisen hochgeschätzter und als Sprachforscher anerkannter deutscher Universitätslehrer mit einem solchen Buch von der Höhe akademischen Forschens und Lehrens hinunterstieg in die Niederungen der Parteipolitik und des Rassenhasses.

Größeres Unheil aber mag die Schrift von Fr. Delitzsch anrichten in den Kreisen, denen eine Beurteilung vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht möglich ist, die vielmehr in Professor Delitzsch eine anerkannte Autorität sehen, der man in Fragen orientalischer Religion und Kultur unbedenklich folgen kann. In diese Kreise können die mit selbstbewußter Sicherheit aufgestellten Behauptungen ernste Beunruhigung tragen und die Fundamente des Christentums, die doch in unserem armen Vaterland gerade genug unterwühlt sind, noch weiter untergraben.

„Die große Täuschung“, von der Delitzsch redet, ist „die Gleichsetzung Jahos — so beliebt der Verfasser im Gegensatz zu den Fachgenossen den alttestamentlichen Gottesnamen Jahwe auszusprechen — mit dem, was wir den höchsten Gott, den Weltgeist, den ewig unerforschlichen, das ganze Weltall durchdringenden und befehlenden höchsten Verstand, den sittlich absolut reinen Weltenrichter nennen“ (S. 75). Zum Beweis für die These, „Jaho“ sei nichts anderes gewesen als der israelitische Nationalgott, unvollkommen und tieffiehend wie das Volk Israel selbst, führt Delitzsch ein Großteil all der Schwierigkeiten und Behauptungen wieder vor, die wir seit Jahrzehnten in Werken wie J. Wellhausens *Israelitische und jüdische Geschichte*, B. Stades *Theologie des Alten Testaments*, Kittels *Geschichte des Volkes Israel* und ähnlichen Schriften lesen konnten. Delitzsch' besondere Fachwissenschaft, die Assyriologie, trägt für die Darlegung kaum etwas Nennenswertes bei. Ein Unterschied besteht jedoch zwischen ihm und den genannten Kritikern: wenn Wellhausen, Kittel, Budde u. a., und besonders die neuere Schule von Gunkel und Grevemann, bei aller Voreingenommenheit für die bei ihnen einmal feststehende evolutionistische Religionsentwicklung, doch auch noch einen Blick haben für das Großartige, Überraschende, Einzigartige der Entwicklung und Ausgestaltung der israelitischen Religion des Alten Testaments, so geht dieser Maßstab Delitzsch in seiner antisemitischen Kampfschrift ganz und gar ab. Er bringt es kaum über sich, zu gestehen, daß es „wenigstens vereinzelte, zumeist jüngerer und jüngster Zeit angehörige Stellen gibt, welche wahrhaft religiösen Geist atmen“ (S. 93). Ausdrücke wie „Unfug“, „größte Täuschung“, „struppellose Verschiebungen“, „Urteilslosigkeit“, „Karikatur des Gottesbegriffes“, „alberne Erzählung“ — die Sammlung ließe sich beträchtlich erweitern — zeigen, daß hier nicht jene ruhige, sachlich-leidenchaftslose, feinsinnige Forschung die Feder führt, die allein Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Ergebnisse wecken kann. Der Verfasser gesteht es selbst (S. 5 f.), daß eine große Enttäuschung seiner Studentenjahre hinter diesem Buche des nun bald Siebzigjährigen steht.

Und dieser psychologische Hintergrund deutet wohl auch manches Rätsel, das dieses merkwürdige Buch dem Leser aufgibt.

Woran Delitzsch am meisten Anstoß nimmt, ist die Unvollkommenheit der alttestamentlichen Geschichtsschreibung, Gottesidee und Sittlichkeit. Auf mehr denn 20 Seiten folgt er der Darstellung des Pentateuch und des Josuebuches über das Eindringen der Israeliten nach Kanaan und häuft eine Unsumme von textkritischen, literarhistorischen, kultur- und religionsgeschichtlichen, ethnologischen und linguistischen Schwierigkeiten. Es wird keine darunter sein, die der Fachwissenschaft nicht schon lange bekannt ist, und mit der sie sich, je nach dem grundsätzlichen Standpunkt, auf dem sie steht, nicht schon auseinandergesetzt hat. Man brauchte von Delitzsch nicht zu verlangen, daß er diesen Schwierigkeiten gegenüber den dogmatischen Betsatz von der Inspiration und Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift rechtfertigte und verteidigte, wie ein von diesem Glaubenssatz durchdrungener katholischer Forscher es tun müßte und, wenn er dogmatisch richtig und sicher orientiert und historisch entsprechend geschult ist, auch mit Erfolg tun wird. Die Aufgabe des Verfassers war bedeutend leichter: er sollte als Geschichtsforscher aus den biblischen Erzählungen den wesentlichen Inhalt heraus-schälen, wie er es bei hundert andern orientalischen Geschichtsberichten zu tun pflegt, ohne sich durch die spezifisch orientalische Art des Ausdrucks und der Gedankenführung in seinem Urteil stören zu lassen. Zahlreiche andere Orientalisten, die ebensowenig wie er auf dem Standpunkt einer positiven Gottesoffenbarung stehen, haben diese Aufgabe schon vor ihm geleistet und haben dabei ein ganz anderes, viel günstigeres und anziehenderes Bild des Volkes Israel und seines Glaubens entworfen. Die Gerechtigkeit im Urteil, die Delitzsch babylonischen und assyrischen religiösen und geschichtlichen Urkunden zuteil werden läßt, war er auch den biblischen Berichten und Darstellungen schuldig. Und wenn ein Mann wie Delitzsch selbständig und vorurteilslos über die alttestamentliche Religion forschte, so brauchte seine strenggläubige Jugendüberzeugung nicht erschüttert zu werden.

Freilich — und hier liegt der Kernpunkt der ganzen Frage — „in solchen ernstesten Dingen“, wie Delitzsch sie selber nennt (S. 6), mußte er nicht nur prüfen und nachprüfen, sondern unabhängig und selbständig prüfen. Julius Wellhausens „ruhmvolle Arbeiten“ (S. 7) sind keine Glaubenssätze, denen der moderne Forscher ein unbedingtes sacrificium intellectus bringen müßte, und es wäre nachgerade Zeit, daß auch die protestantische Bibelwissenschaft sich bewußt würde, daß sie heute mit einer Unsumme leicht hin übernommenen und gläubig anerkannten Materials arbeitet, und daß das iurare in verba magistri nirgends weniger angebracht ist als in der positiven Forschung, wo jeder Tag selbständigen Arbeitens und Forschens neues Licht und klarere Erkenntnis bringt. Aus dieser unkritischen Annahme der Wellhausenschen Grundlehren entspringt denn schließlich auch Delitzsch' Hauptdogma von „Jaho“ als dem israelitischen Nationalgott. Nur ist für Delitzsch die Entwicklung dieses Nationalgottes zum Weltgott offenbar nicht das Problem, das seinen Gewährsmann Wellhausen einst bedrückte, als er schrieb: „Warum die israelitische Geschichte von einem annähernd gleichen

Anfange zu einem ganz andern Endergebnis geführt hat als etwa die moabitische, läßt sich schließlich nicht erklären" (Israelitische und jüdische Geschichte⁷ [1914] 33).

Aber ein Grund für die angenommene Entwicklung der alttestamentlichen Gottesidee vom beschränkten, unvollkommenen Stammgott der rauhen „Wüstensöhne“ zum universalen, ethisch vollkommenen Weltgott muß doch vorhanden sein. Einflüsse von außen sind es nicht gewesen. Babylon, Ägypten, Persien, Phönizien konnten Palästina den reinen Monotheismus nicht geben, da sie ihn in der Zeit ihres Zusammenbestehens mit dem israelitischen Staate selbst niemals hatten. Es würden also nur die innerisraelitischen Faktoren bleiben, und wenn man dem israelitischen Genius nicht eine ihn von allen andern Völkern des Altertums unterscheidende Veranlagung für den Monotheismus zuerkennen will, was eine reine Verlegenheitsannahme ist, dann bleibt nur die Berufung auf das Prophetentum. Aber gerade diese Propheten predigen von Anfang an, daß sie die Sprecher des einen, wahren Gottes sind, der über alle Völker und Zeiten herrsche und „außer dem es keinen Gott gebe“. Dabei wollen diese Propheten, und zwar gerade die ältesten von ihnen am meisten, nicht Verkünder einer neuen Lehre sein, nicht Religionsstifter, sondern Erneuerer der uralten, am Sinai gestifteten, durch Jahrhunderte geübten, alten, mosaischen Religion. Die moderne Kritik hat sich den Beweis ihrer religionsgeschichtlichen Theorie bedeutend erleichtert, indem sie die Prophetenworte, die klar den Monotheismus aussprechen, als „unecht“, als „deuteronomistischen Einschub“ ausscheidet. Aber selbst in dem, was danach noch übrigbleibt und als „echtes Gut“ anerkannt wird, tritt der monotheistische Grundcharakter klar zu Tage und kann nur mit Gewaltexperimenten beseitigt werden.

Fr. Delitzsch hat bei J. Oppert den Hinweis darauf gefunden, „daß in Israel der Glaube an eine Göttin neben Gott niemals Platz gegriffen“ (S. 97). Es ist bemerkenswert, wie der Assyriologe diesen Einwand zurückweist. Der Gedanke an eine weibliche Gottheit habe den Hebräern überhaupt nie kommen können, meint Delitzsch, „weil bei den hebräischen Wüstensöhnen das Weib eine viel zu niedrige, ja verachtete Stellung einnahm“. Als ob das Weib bei den heidnischen Kanaanitern eine höhere Stellung eingenommen hätte als bei den Hebräern! Und doch steht dort neben Baal die weibliche Astarte, die Baala, und der Tiefstand der Frau hat die Kanaaniter keinesfalls verhindert, die weibliche Gottheit anzuerkennen. Dabei ist es noch nicht einmal so ausgemacht, wie Delitzsch es hinstellt, daß die Baala-Astarte der Kanaaniter von Sumer-Babylon stammt. Aber wenn auch — warum konnte der sinnenschwüle Astartekult in der offiziellen israelitischen Religion niemals eine Stätte finden? Warum hat Israel nicht einmal das Wort „Göttin“ gebildet, geschweige denn daß es die Sache annahm? Daß übrigens bei dieser Gelegenheit der Hinweis auf die „Anbetung der Madonna“ durch die Katholiken nicht fehlt, sind wir nachgerade gewohnt; über die „auch im Christentum weiblich vor- und dargestellten Engelgestalten“ wird der christliche Leser und der Kenner der christlichen Kunstgeschichte schon eher verwundert sein. Doch das sind Nebensachen. Die Hauptfrage ist die: wie

kommt es, daß in Israel trotz des beständigen Einflusses einer polytheistischen Umwelt, trotz der tausendfach bezeugten Hinnelung des Volkes selbst zum Götzendienst, der reine Monotheismus sich nicht nur erhielt, sondern, wie Delitzsch annehmen muß, sich entwickelte und entfaltete und schließlich vollständig zum Siege kam? Daß die Gleichung „Jahw = Weltgott“ besteht, ist nicht die „große Täuschung“, sondern das „große Rätsel“, das auch Hr. Delitzsch nicht lösen kann, das er allerdings kräftiger, vielleicht auch offenerziger als manch anderer herausgearbeitet hat. Die Lösung gibt einzig und allein die Tatsache, daß Jahwe eben von Anfang an nicht bloß ein Stammesgott wie der Gott etwa der Moabiter war, sondern daß er der Weltgott war und als solcher mit dem Gebot: „Du sollst keine andern Götter neben mir haben“, nicht eine Monolatrie, sondern einen absoluten Monotheismus meinte. Diesen Grundzug trägt auch die von der Kritik als älteste anerkannte Schicht der Urgeschichte (Gen. 2, 4 bis 11, 9); hier ist der universalistische, streng monotheistische Gottesbegriff nicht bloß leichte Übermalung, ein leicht entfernbare Firnis, sondern ein Grundelement, durch das die Erzählung wesentlich beeinflusst und ohne das sie nicht denkbar ist. Unter den Neueren hat besonders O. Brocksch (Die Genesis [1913]; vgl. S. 18 f.) diese Sachlage herausgearbeitet. Solange die neuere Bibelwissenschaft diese Tatsache nicht anerkennt, wird sie bei allen aner kennenswerten Leistungen an philologischer und einzelwissenschaftlicher Kleinarbeit aus dem Labyrinth, in dem sie heute umherirrt, keinen Ausgang finden und dem merkwürdigsten und einzigartigsten Phänomen in der ganzen Religionswissenschaft, dem alttestamentlichen Monotheismus, ratlos gegenüberstehen.

Das ist der Kernpunkt in der Beurteilung der Delitzschen Aufstellungen. Alles andere steht in zweiter Linie. Daß die Sittlichkeit der alten Israeliten nicht auf der Höhe der Christlichen steht, wußten wir alle längst; wir hatten es schon in der Biblischen Geschichte gelernt. Aber daß israelitische Sittlichkeit und alttestamentliche Sittlichkeit nicht gleichbedeutend ist, wußten wir auch. Beide verhalten sich wie Praxis und Theorie, wie Wirklichkeit und Ideal. Aber auch die Sittlichkeit des Alten Testaments als Theorie und Ideal ist gewiß der Christlichen nicht ebenbürtig. Das hat kein Geringerer gesagt als der Stifter der Christlichen Religion selbst. Aber er hat auch gesagt, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz, d. h. die Religion des Alten Bundes, aufzuheben, sondern zu vervollkommen (Matth. 5, 17), und der größte Apostel des werdenden Christentums, der hl. Paulus, hebt den Zusammenhang zwischen dem Alten und Neuen Bund, zwischen Israel und der Kirche, immer wieder hervor. Das Christentum von seinem Mutterboden, der alttestamentlichen Religion, loslösen, heißt ihm ein Wesensmerkmal abbrechen und sein geschichtliches Verständnis sich verbauen. Aber man darf auch nicht, wie Delitzsch es tut, alttestamentliche Religion und modernes Judentum gleichsetzen; auch das ist eine „große Täuschung“. Ob das moderne Judentum manche Züge des alten israelitischen Volkes aufweist und dessen Fehler weiterpflanzt oder nicht, ist eine Frage der Völkertunde oder meinetwegen auch der Rassenpolitik; aber es war ein unbegreiflicher Mißgriff des Orientalisten Delitzsch, auf solche Weise Wissenschaft, Religion und Politik zu verquiden. Der

religiösen Beruhigung, die unserem Volke nach dem unglücklichen Kriege so not täte, dem inneren Frieden und gegenseitigen Verstehen, dem wissenschaftlichen Fortschritt hat Delitzsch mit seinem Buche keinen Dienst getan. August Bea S. J.

Die Jesuitenfreundschaft des hl. Alfons von Liguori.

Im Jahre 1914 feierte die Gesellschaft Jesu den hundertsten Gedächtnistag ihrer Wiederherstellung. Als Festgabe widmete ihr ein Mitglied der holländischen Provinz des Redemptoristenordens, der als Schriftleiter der holländischen „Katholischen Stimmen“ und als moraltheologischer Schriftsteller hochangesehene P. Johannes Laurentius Jansen, eine kleine Schrift, die mit dem Titel *De H. Alfonsus M. de Liguori en de Sociëteit van Jezus* in der Sammlung *Geloof en Wetenschap* zu Nymwegen erschien. Auf mehrfachen Wunsch hin hat nun der deutsche Redemptoristenpater Klemens Maria Henze die Schrift übersetzt und mit einer Reihe von Zusätzen vermehrt, die ihm zum Teil der Verfasser selbst angegeben hatte. Er hat das Büchlein dem großen Jünger des hl. Alfons, dem glorreichen hl. Klemens Maria Hofbauer, als Angebinde zum hundertsten Jahrestag seines Todes zu Füßen gelegt¹. Wir Deutsche müssen dem Verfasser und dem Übersetzer für ihre Arbeit von Herzen dankbar sein. Bekanntlich sind schon mehr als einmal auf wissenschaftlichem Felde Redemptoristen und Jesuiten kräftig aneinander geraten. Es liegt auch zutage, daß die Missionsweise der zwei Orden nicht ganz die gleiche ist. Ferner kann es geschehen, daß im Beichtstuhle ein und derselbe Gewissenszweifel von einem Redemptoristen so gelöst wird und von einem Jesuiten anders. So kann sich leicht die Vorstellung bilden, daß zwischen den zwei Körperschaften eine Kluft gähne oder wenigstens eine unerquickliche Spannung herrsche. Da kommen nun die PP. Jansen und Henze gerade recht. Aus den Schriften, den Worten und den Taten des hl. Alfons weben sie ein Gesamtbild der Stellung, die der Gesellschaft Jesu gegenüber der Stifter des Redemptoristenordens, der hl. Alfons, eingenommen hat. Damit wissen wir auch, wie der Orden selbst sich zu ihr stellt. Denn er ist dem Geiste seines Gründers stets treugeblieben; er ist der fortlebende und fortwirkende Alfons.

Heben wir nun einige Züge aus dem Bilde heraus! Gleich an der Wiege Alfonsens begegnen wir einem der großen Männer der Gesellschaft Jesu. Er beglückwünscht die Gräfin zur Geburt dieses Kindes; er nimmt es auf seine Arme, segnet es und sagt, von Gott erleuchtet, dessen geistige Größe voraus. Der Mann heißt Franz von Hieronymo. Er ist am gleichen Tage wie Alfons vom Papst Gregor XIII. in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Als junger Priester glaubte sich Alfons von Gott berufen, eine neue geistliche Genossenschaft der Kirche zu schenken. Unter den Männern, denen er den Plan zur

¹ Der hl. Alfons Maria von Liguori und die Gesellschaft Jesu in ihren freundschaftlichen Beziehungen zueinander. Nach dem Holländischen des Joh. Laurentius Jansen C. SS. R. bearbeitet von Klemens Maria Henze C. SS. R. 12^o (XII u. 108 S.) Freiburg i. Br. 1920, Herder. Preis in Deutschland M 3.80; geb. M 5.60 und Zuschläge.